Nr. 530. 39. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Dienstag, 18. Oktober 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Breslauer Eminenz.

Kardinal Fischer hat, bevor er seine Romfahrt antrat, in öffentlicher Rede protestiert gegen die „unsauberen Machenschaften" einer „gewissen Presse", die sich „nicht entblöde", zwei deutsche Kardinäle „gegeneinander auszuspielen" und sie als „entzweit" hinzustellen. Wir haben von den diplomatischen Fähigkeiten des Kölner Erzbischofs keineswegs eine geringe Meinung. Aber wir möchten doch annehmen, daß er in seinem Gemälde, das er von der holden Eintracht zwischen ihm und der Breslauer Eminenz entwirft, die Farben himmelblau und rosenrot etwas zu dick aufgetragen habe. Es ist begreiflich, wenn ein hoher Kirchenfürst über diese west-östlichen Zwistigkeiten am liebsten einen dichten Schleier ziehen möchte. Es fragt sich aber doch, ob die leicht erkennbare Absicht der Verschleierung noch zweckmäßig ist, nachdem diese Dinge in so weite Kreise gedrungen sind, daß auch Draußenstehende sich allmählich ein Urteil darüber zu bilden vermögen.

Oder sollte allein dem Kardinal Fischer nichts zu Ohren gekommen sein von den Vorgängen auf der letzten Fuldaer Bischofskonferenz? Anwesend war er ja wohl nicht; er war, wenn wir uns recht erinnern, durch einen Trauerfall in seiner Familie im letzten Augenblicke noch am Erscheinen verhindert. Es deutet doch nicht gerade auf ein sehr kollegiales Verhältnis zwischen hohen Amtsbrüdern, wenn einer die Abwesenheit des anderen benutzt, um gegen ihn vorzugehen. Und man sagt, es sei nur der persönlichen Intervention des Bischofs Fritzen zu danken, daß die vom Kardinal Kopp beantragten Beschlüsse, mit ihrer direkt gegen den Kardinal Fischer gerichteten Spitze, verhindert wurden. Wenn also — wie Kardinal Fischer in jener Rede in vorsichtiger Wendung zugab — „gewisse Differenzen" bestehen, und wenn man sie in der Tat, wie er behauptet, „mit Klugheit, mit Mäßigung, mit Liebe und Selbstverleugnung" auszugleichen sucht, so läßt das Vorgehen des Kardinals Kopp zum mindesten die Liebe, und — was vielleicht auffälliger ist — die Klugheit vermissen.

Der Mann, den viele einmal für recht gefährlich klug zu halten Grund hatten, scheint sich in letzter Zeit merkwürdig geändert zu haben. Unmöglich ist es nicht, daß man den Anstoß zu dieser Aenderung in einem Vorgange zu suchen hat der schon mehrere Jahre zurückdatiert. Im Oktober 1901 trat die alte Landgräfin von Hessen zum katholischen Glauben über. Wir vermögen im Augenblick allerdings nicht festzustellen, ob der Uebertritt sogleich bekannt geworden ist. Jedenfalls konnte er dem Kaiser auf die Dauer nicht verborgen bleiben, und er soll in dieser Angelegenheit einen ziemlich deutlichen Brief an die Landgräfin geschrieben haben. Wenn Wilhelm I. R. als Chef des Hauses Hohenzollern — die Landgräfin ist eine Schwester des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl — einem abtrünnigen Mitgliede seine Meinung kund und zu wissen tut, so kann man sich denken, daß es ohne etliche „impulsive" Wendungen nicht abgeht. In die Oeffentlichkeit ist dieser Brief, soviel wir uns entsinnen, nicht gedrungen. In der Umgebung des Kardinals Kopp aber behauptet man, ihn zu kennen, zum mindesten einige Kraftstellen daraus. Und so darf man wohl mit Grund vermuten, daß Seiner Eminenz auch der Wortlaut nicht fremd geblieben ist. Seitdem — so sagt man — sieht der Breslauer Fürstbischof Gespenster am hellichten Tage. Seitdem ist es sein heißes Bemühen, den deutschen Katholizismus auf engster, konfessioneller Basis zu organisieren. Seitdem ist ihm alles verdächtig, was die hermetische Abschließung der Gläubigen zu lockern oder zu durchbrechen scheint. Der scharfe Gegensatz, in den ihn dies Streben zu seinem Kölner Kollegen bringen mußte, tritt zutage, wenn man in der mehrerwähnten Ansprache des Kardinals Fischer das Bekenntnis liest:

„Wir deutschen Katholiken schließen uns nicht ab von unsern Mitbürgern und wollen keinen Staat im Staate bilden. Wenn wir auch unsere Kirche lieben und ihr in unwandelbarer Treue ergeben sind, so schlägt darum nicht minder warm unser Herz für das Vaterland, das auch unser Vaterland ist, haben wir ein Herz für unseres Volkes Wohl und Wehe, sind und bleiben überzeugte Katholiken, aber auch deutsche Katholiken und gewissenhafte, allen andern gleichberechtigte Bürger."

Antonius Fischer sagt dergleichen nicht zum ersten Mal. All das hat ihn aber nie abgehalten, eine der kräftigsten Stützen des Zentrums und ein so orthodoxer Seelenhirt zu sein, daß man im liberalen Lager über die Beschuldigung, er neige zum Modernismus, nur lächeln konnte. Wie also war es möglich, daß sich Kardinal Kopp, über die sachlichen Unterschiede hinaus, zu jenem persönlich so gereizten Vorgehen hinreißen ließ, womit er die Bischofskonferenz in Verlegenheit brachte? Hier scheinen zarte Frauenhände gewaltet und den Riß emsig erweitert zu haben. Man erinnert sich, daß Kardinal Kopp vor nicht langer Zeit von ernster Krankheit genesen ist. Seitdem fühlt sich allerlei holde Weiblichkeit, veranlaßt, den alternden Seelenhirten zu betreuen und sein teures Haupt vor mehr eingebildeten als wirklichen Gefahren zu behüten. Sie schreiben ihm Briefe und er schreibt ihnen Briefe — mit dem Vermerk „vertraulich" — die sie dann schleunigst abschreiben lassen und, ebenfalls im tiefsten Vertrauen, ihren Seelenschwestern beiderlei Geschlechts zustecken. Das hat die Annehmlichkeit, daß auch Draußenstehende von dem Treiben hinter den Kulissen ab und zu etwas erfahren, und so in die Lage kommen, in das Rosenrot und Himmelblau des Kölner Erzbischofs allerhand irdisch gepfrenkelte Töne hinein zu retouchieren.

An der Spitze dieses geistlichen Damenkorps, das die Leibgarde der Breslauer Eminenz bildet, steht die schon erwähnte Mutter Gertrud aus dem schlesischen Magnatengeschlechte der Schaffgotsche. Die Oberin der Josephsschwestern in Trier soll eine gar streitbare Dame sein, die sich nicht geniert, auch hohe geistliche Herren eindringlich auf Herz und Nieren zu prüfen. Vermutlich ist sie es gewesen, die den Trierer Bischof Felix Korum für die Richtung Roeren-Bitter scharf gemacht hat. Und mancher der Fäden, die von Trier über Berlin nach Breslau gehen, mögen von ihrer Hand angeknüpft worden sein. Daß Kopp den Professor Schrörs — bei dem die Osterdienstagskonferenz tagte und sich vertagte — für sein Leben gern nach Breslau gezogen hätte, ist bekannt; weniger vielleicht, daß er ihm sogar die erste erledigte Domherrenstelle zugesagt hatte. Die preußische Regierung soll nicht abgeneigt gewesen sein, die Wartezeit zu erleichtern. Daß aus der Sache nichts wurde, ist kaum der Mutter Gertrud Schuld. Auch nicht, daß der in ihren Kreisen eifrig kolportierte und von uns veröffentlichte Brief Kopps an das Fräulein v. Schalicha in der Schopenschen Broschüre „Köln, eine innere Gefahr" nicht erschien. Gesetzt war er bekanntlich schon, und ein zahlungsfähiges Zentrumsmitglied soll damals schwerlich haben bluten müssen, um das Unheil noch einmal zu beschwören.

Die Schreiblust Seiner Eminenz muß, unter dem lösenden Einflusse der weiblichen Vertrauten seines Kummers, einen etwas beängstigenden Umfang erreicht haben. Es müßte nämlich sonderbar zugegangen sein, wenn nicht die meisten dieser Blättlein auch nach Rom geflattert wären. Und das kann, bei der auch dort vorherrschenden Geistesrichtung, eine ganz andere „innere Gefahr" bedeuten als die heilige Köln mit ihrem „geradezu häretischen Fanatismus" in sozialen Fragen. Antonius Fischer wird in Rom wahrscheinlich kemen so leichten Stand haben, wie er glaubt — oder zu glauben sich den Anschein gibt.

Die Krise in Griechenland.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Q Paris, 18. Oktober.

Nach hier eingelaufenen Meldungen aus Athen hat Venizelos, der sich zur Bildung des Kabinetts bereit erklärte, von König Georg die Vollmacht erhalten, im Bedarfsfall die Nationalversammlung aufzulösen. Die Schutzmächte Kretas sind über die möglichen Schwierigkeiten befragt worden, die eventuell eintreten würden, wenn Venizelos an die Spitze der griechischen Regierung trete. Frankreich und Rußland haben geantwortet, da das Recht Venizelos' in das Parlament in Athen einzutreten, anerkannt worden sei, verstehe es sich von selbst, daß er auch das Recht habe, Minister zu werden. Die Antwort von England und von Italien wird erwartet. Das neue Kabinett ist fast konstituiert. Es wird am nächsten Mittwoch den Schwur leisten. Venizelos, der das Portefeuille des Krieges und der Marine übernehmen wird, hat heute erklärt, daß in drei Monaten französische Offiziere die Reorganisation der griechischen Armee beginnen würden.

Englands Vorgehen in Persien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β London, 18. Oktober.

Wenn die in dem gestern veröffentlichten Ultimatum an Persien angedrohte Eventualität vermieden werden soll, muß die von Persien in London verlangte Schuldenkonvertierung, die für militärische Missionen Ain-ed-daulehs und anderer gefordert wird, sofort und mit ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit vorgenommen werden. Alles scheint nun von den diplomatischen Verhandlungen, die gegenwärtig in London und Petersburg geführt werden, abzuhängen. Die Nettoergebnisse der Zölle in den letzten fünf Monaten haben sich um eine Million Mark erhöht. Die Unsicherheit der Landwege von Buschir aus hat den Handel nach der Richtung Mohammera-Achwas abgelenkt; aber die Zahlen scheinen darzutun, daß die Unbequemlichkeit größer als der Verlust war. Uebrigens ist erst kürzlich der Scheik von Mohammerah mit einer hohen Klasse des Sterns von Indien ausgezeichnet worden. Rußland hat ein Generalkonsulat in Teheran errichtet und den früheren Generalkonsul von Täbris, Pothitonow dafür in Aussicht genommen. Diese Wahl dürfte die an und für sich schon schwierige Situation noch weiter komplizieren, da Pothitonow bei den Konstitutionalisten persona ingrata und auch den Engländern nicht sehr willkommen ist.

*

Die englische Presse steht, wie uns weiter aus London telegraphiert wird, dem Vorgehen der englischen Regierung nicht mit allzugroßer Sympathie gegenüber. Während konservative Blätter in der englischen Note an Persien eine notwendige Aenderung der englischen Politik erblicken, erklärt die „Daily News", daß die Note die schwerste Besorgnis erwecke, da eine solche Politik zur Teilung Persiens führen müsse. Der „Daily Graphic" schreibt, wenn das Ultimatum

Berlin und meine Kragen.

Von [Nachdruck verboten.]

Ossip Dymow.

Es waren zwei Hemdkragen, zwei hohe Stehumlegekragen, Halsweite 39, — der Rest eines Dutzends, für das ich einst sieben Rubel bezahlt habe. Nun sind von diesem Dutzend nur diese zwei Kragen übrig geblieben und ihretwegen muß ich morgen mein Leben lassen.

Ich will ihnen nichts Böses nachtragen, — es waren gute Kragen aus vorzüglichem holländischen Leinen. So behauptete wenigstens der Kommis. Aber hier in Berlin kaufte ich mir viel billiger neue Kragen, gleich zwei Dutzend. Der Tag ist mir noch deutlich in Erinnerung: Morgens besuchte ich das Kunstgewerbemuseum, betrachtete dann im Aquarium die Amphibien, aß im Rheingold zu Mittag, nahm meinen Kaffee bei Josty, kaufte mir dann, ohne selbst zu wissen wozu, einen großen Strauß roter Rosen, zwei Hirschgeweihe und hundert Stück Ansichtskarten mit Ansichten der Stadt Koblenz. Und erst später bei Wertheim erstand ich die Kragen.

Den Abend verbrachte ich abwechselnd im Café Victoria und Café Bauer, und in den Kabaretts: Chat noir, Linden, Passage und noch irgendwo, worauf ich mich nicht mehr besinnen kann. Ich hatte einen von den neuen, eben erstandenen Kragen um. Die verehrungswürdigen Damen mit den großen Hüten bei „Riche" nannten mich „russischer Fürst" und baten mich, ihnen zum Andenken an Rußland zwanzig Mark zu schenken.

Nach meinem Hotel kam ich um sechs Uhr morgens zurück. Der Taxameter des Autos zeigte die Zahl 5 an, der Chauffeur verstellte ihn aber aus irgendwelchen Gründen auf 12. Um allen Weiterungen vorzubeugen, bezahlte ich 15. Auf dem Tische meines Hotelzimmers neben dem Hirschgeweih und den roten Rosen lag mein alter Kragen, — der von früher. Ich öffnete das Fenster und warf ihn auf die Straße hinaus. Dann entkleidete ich mich und legte mich hin. Aber sogleich erhob ich mich wieder, suchte den zweiten Kragen aus jenem sieben-Rubel-Dutzend hervor und schmiß ihn auch auf die Straße. Amphibien in großen Hüten belästigten mich, setzten sich auf meinen Schoß und baten um einen Taxameter. Ich schlief ein. Am Morgen — obgleich es schon längst nicht mehr Morgen war — brach ich auf mit der Absicht, den Reichstag zu besichtigen. Ich wollte bald nach Paris weiterreisen und beeilte mich deshalb mit der Besichtigung der Berliner Sehenswürdigkeiten. Der Portier lüftete seine goldbetreßte Mütze und überreichte mir ein kleines Paket. „Was ist das?" fragte ich.

„Ihre Kragen, Fürst," er nannte mich auch schon Fürst, „die Sie gestern verloren haben."

Ich murmelte etwas und dankte.

„Ein Straßenkehrer hat sie gebracht. Seine Frau hätte sie gefunden. Er bat um vierzig Pfennig."

„Gut. Schreiben Sie's mir auf die Rechnung." Die Kragen waren außergewöhnlich sorgfältig verpackt und zugeschnürt. Ich sprang auf einen gerade vorbeifahrenden Omnibus, um ihn nach zwei Minuten eilig zu verlassen.

„Mein Herr!" rief man mir nach, „Sie haben etwas vergessen, mein Herr!"

Ich tat, als hörte ich nichts. Doch da gab es einen Aufruhr. Die Fahrgäste gerieten in große Aufregung, zwei sprangen heraus und eilten mir nach, einer redete sehr eifrig auf den Schaffner, drei auf den Kutscher ein. Von oben wurde mir mit Schirmen, Hüten und Tüchern gewinkt. Auch die Fahrgäste des anderen Omnibusses, der uns gerade entgegenkam, gerieten in Aufregung. Ein korpulenter Deutscher — sehr rot und schauffiert — rannte hinter mir her und hielt mein Paket in der Hand. Ich dankte sehr verbindlich. Der Deutsche überreichte mir seine Visitenkarte mit seiner Adresse und drückte mir die Hand. Ich gab ihm auch meine Adresse. Alle ringsumher waren höchst zufrieden und lächelten freundlich. Der Omnibus setzte sich wieder in Bewegung, die Verkehrsstockung war behoben. Ich ging nicht in den Reichstag, weil ich zu erregt war. Eine halbe Stunde später, als ich die Spree entlang ging, warf ich mein Paket ins Wasser. Ringsumher war keine Menschenseele. Ich sah mich nicht um.

Bis zum Abend blieb ich ruhig. Ich aß sorglos und gut zu Mittag. Vier Stunden waren schon verflossen, seit ich mich meiner Kragen entledigt hatte. Mit Zagen näherte ich mich meinem Hotel. Schlüpfte hastig hinein mit einem Ausdruck, als sei ich furchtbar beschäftigt; doch der Portier holte mich ein, entschuldigte sich und überreichte mir mein Paket. Dasselbe Papier, dieselbe Schnur. Ich brach auf einem Stuhl zusammen. Der Hotelboy brachte mir ein Glas Wasser.

„Das war eine ganze Geschichte," erklärte freudig der Portier. „Gott sei Dank lief noch alles gut ab. Die Kragen wurden leider nicht sofort bemerkt, sondern erst nach acht Minuten, als sie, schon feucht geworden, zu sinken drohten. Die Flußpolizei schlug Alarm. Telephonisch wurden Taucher herbeigeholt. Gleichzeitig wurde die Geheimpolizei und zwei private Detektivbureaus benachrichtigt . . .

„Ich weiß schon. Sherlock Holmes," wandte ich ein.

Der Portier sah mich höflich, aber erstaunt an und gab dem Hotelboy einen Wink. Der brachte mir noch ein Glas Wasser. Dann fuhr der Portier fort:

„Nach anderthalbstündigem Suchen fanden die Taucher endlich das Paket. Unterdessen wurde von der Geheimpolizei mit Hilfe von Sachverständigen festgestellt, wer sich zu einer bestimmten Stunde am Ufer aufhielt. Bei sämtlichen Hotels Berlins wurden telephonische Umfragen gehalten. Man stellte bald fest, wer von den Russen . . ."

„Wieso, Russen?" fragte ich ganz gebrochen.

„Der Stempel auf den Kragen . . . Eine russische Firma . . ."

Ich erhob mich.

„Gut. Wieviel haben Sie für mich ausgelegt?"

„Sechshundert Mark. Die Regierungspolizei arbeitet ja umsonst, aber die beiden privaten Detektivbureaus . . . Sie verstehen? Außerdem baten die Taucher um ein Trinkgeld."

Der Abend war mir verdorben. Ich mochte nichts unternehmen und schlenderte nur so durch die Straßen. Das verdammte Paket trug ich bei mir. Ein paarmal verlor ich es, aber sofort wurde es von jemand aufgehoben und mir mit verbindlichem Lächeln wieder überreicht. Ich hielt Umschau, ob ich nicht irgendwo irgendein Loch, eine Grube, einen alten Gemüsegarten oder ein halbverfallenes Haus erspähte. Es gab nichts dergleichen. Alles war sauber, ordentlich, fein angepaßt, gut ausgebaut. Ich ging etwa zwölf Kilometer zu Fuß und fuhr in einem Auto zurück. Die Kragen vergrub ich selbstverständlich unter den Sitz des Wagens, obgleich ich ganz genau wußte, daß sie morgen sicher wiederkommen werden. Selbstverständlich war es kindisch, etwas in einem Auto zurückzulassen, mit dem man nach Hause fährt! Ich hoffte aber, wenigstens die Nacht ohne das fürchterliche Paket zu bleiben. Am nächsten Morgen hätte man ja etwas austüfteln können. Ich hatte mich verrechnet: ich verbrachte die Nacht mit dem Paket. Denn kaum war ich eingeschlafen — und nach einem zwölf Kilometer weiten Spaziergang hat man ein gewaltiges Verlangen zu schlafen — als an der Tür geklopft wurde und eine Hand — ich erkannte die Tressen am Aermel des Hotelboys — das Paket hereinreichte. Ich bekam einen Fieberanfall. Das Hirschgeweih schien aus meiner Stirn herauszuwachsen, jemand verfolgte mich und Taucher in großen Hüten krochen mir auf den Schoß . . .